

(Nachdruck verboten.)

7 Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Gianni war ein Jongleur ersten Ranges; seine Hände waren mit einer Feinheit des Fühlens und Erfassens begabt, daß die glatten Flächen der Jongliergegenstände von selbst an diesen zu haften schienen, — einer Partheit des Verührens, von der man hätte meinen mögen, daß sie von Saugnapfchen an den Fingerspitzen hervorgerufen wurde. Es war ein jessellender, zauberischer Anblick, zu sehen, wie der junge Künstler, mit der ganzen kraftvollen Gewandtheit seines Körpers dabei in Tätigkeit, einen Teller ergriff und ihn unter jenem ein wenig mystischen Lächeln, wie der Magier zu seinen Stücken zu lächeln pflegt, auf seinen Händen hin und her laufen ließ: jeden Moment bereit, zu fallen, und doch niemals zu Falle kommend. Einen Augenblick sah man den Teller sogar, als er flach auf der Hand lag, sich von dieser emporheben, wie der Deckel einer Schachtel aufklappt, bis er mit seinem Rande just nur noch auf dem äußersten Ende des Fingers ruhte, und dann sich wieder auf die Handfläche niederlegen, als bewegte er sich in einem Charnier, das sich wieder schloß.

Dann zeigte Gianni seine Geschicklichkeit im Jonglieren mit drei Gegenständen von verschiedener Schwere: einer Eisenkugel, einer Flasche und einem Ei, welchen Trick er damit beschloß, daß er das Ei, ohne es zu zerbrechen, in der Höhlung des Bodens der Flasche aufging.

Endlich, ganz zuletzt, wo er mit den Händen sich ständig überschlagende brennende Nadeln jonglierte und Schüsseln und Kugeln sich auf der Spitze von Stäbchen drehen, die an einer Vorrichtung, welche er im Munde hielt, und oberhalb seiner Brust befestigt waren, erschien Gianni, umgeben von den Blitzen der Flammen und ihrer Reflexe in dem Porzellan, wie der Mittelpunkt und die Achse der flimmernden Umdrehung all dieser „hin und her trudelnden Maschinen“, nach dem alten, malerischen Ausdruck von René François, Hofprediger des Königs.

Den Beschluß der Vorstellung bildete eine komische Szene von drei oder vier Personen, in der bald die „Kopfnuß“, bald der Bajazzo, bald der Herkules agierte, und in welche der Direktor, der darin die Hauptrolle spielte, eine Phantasie der Erfindung hineingetragen hatte, wie man sie in solchen Bühnenaufführungen nicht zu finden gewohnt ist. Es waren burleske Arrangements, drollige Episoden ohne Kopf und Schwanz, lustige Allerleis mit schallenden Ohrfeigen und Fußtritten auf die Hinterseite, die seit Anbeginn der Welt her das Privilegium haben, die Welt lachen zu machen, närrische Dinge, die in lustig späßhaften Gesten erzählt wurden, wunderliche Verwandlungen, tolle Narreteien, ein poffenhafter Humor in seiner Glanzentfaltung, in welchen der Direktor effektvoll noch durch die Gewandtheit und Beweglichkeit seines alten Körpers wirkte.

Tomaso Bescapè hatte in seinen jüngeren Jahren als hervorragender Gymnastiker geblüht. Er erzählte, daß er sich in einer Pantomime seiner Erfindung aus einer Mühle, in der er von dem eiferfüchtigen Gatten der Müllerin überrascht wurde, rettete, indem er auf den Spitzen aufrecht in die Luft emporgerichteteter Stangen, die von den ausgefandenen Deuten des Müllers gehalten wurden, um damit Saag auf den Galan zu machen, über sie hinweg spazierte. Mit zunehmendem Alter indes hatte unser Italiener sich genötigt gesehen, sich auf Stücke zu beschränken, welche bescheidenere gymnastische Leistungen von ihm selbst heischten und in denen er sich damit begnügte, durch gewandte komische Pantomimik zu wirken oder hier und da einen weniger schwierigen Saut de poltron, einen Saut d'ivroque oder dergleichen in den Gang der Handlung hineinzuspielen.

Unter den gymnastischen Pantomimen seiner Autorschaft kultivierte er gegenwärtig besonders ein kleines Intermezzo, das seinen jetzigen Mitteln so recht entsprach und zugleich auch den besten Erfolg bei dem Publikum der kleinen Städte und

ländlichen Gegenden erzielte. Es war die Pantomime: Der verzauberte Sack.

1. Umgebung der Stadt Konstantinopel, repräsentiert durch ein Stück spanischer Wand, dessen oberer Teil minaretförmig ausgeschnitten ist. Promenade des alten Bescapè als Engländerin kostümiert, mit dem unvermeidlichen blauen Pincenez, dem wellenlaubfarbigen Schleier und komischer englischer Toilette.

2. Zusammentreffen der Engländerin mit zwei schwarzen Eunuchen.

3. Schmeichelnde und unmoralische Erzählung der Eunuchen, welche der Engländerin die Freuden und Unnehmlichkeiten schildern, die sie in dem Eierail des Großtürken finden würde.

4. Tugendhafte und unwillige Entgegnung der Engländerin, die erklärt, daß sie eine ehrenwerte Witze und entschlossen sei, eher zu sterben, als ihrer Jungfräulichkeit zu entsagen.

5. Versuch einer gewaltsamen Entführung der Engländerin. Geldmütiger Widerstand der jungen Dame, im Verlauf dessen einer der Eunuchen einen Sack hervorzieht, unterstützt von seinen Gefährten die Engländerin in denselben hineinsteckt und ihn mit einer Schnur oben fest zubindet.

6. Ausladen des Sackes auf die Schultern der beiden Schwarzen unter dem Sträuben der Unglücklichen, die mit den Beinen strampelt und sich verteidigt wie ein kleiner Teufel.

Nun aber kam der Knalleffekt. In dem Moment, wo die beiden Eunuchen mit ihrer Beute verschwinden wollen, öffnet sich plötzlich der Sack unten und die Engländerin kommt zum Vorschein — im Hemd, davon laufend, was ihre Beine sie tragen wollen, unter grotesken Geberden des Schreckens und hochkomisch dazwischen geworfenen Gesten der Verlegenheit und Verschämtheit, fortwährend verfolgt von den beiden Eunuchen und unter dem schallenden Lachen des Publikums in den Sand purzelnd und sich überschlagend, dann rasch sich wieder aufrichtend, um weiter zu laufen, noch entsetzter als vorher, noch verwirrter, drolliger verschämt in ihrer Blöße, ihrer unzureichenden Nachtoilette, bis es ihr endlich gelingt, durch einen rettenden Horizontalsprung, den sie quer durch ein Fenster in der Hinterwand ausführt, zu verschwinden.

Noch ganz das Nesthäkchen, brachte Nello, drei oder vier Jahre alt, für sein Teil den Leistungen der Truppe nur die Neugier seiner klugen, gewekelt blickenden Augen und die unhertrubelnde Munterkeit seines Körpers zu.

Auf der Bühne des Schaugerüstes sah man ihn anfangs, halb versteckt hinter den Rücken der „Kopfnuß“, die er mit beiden Händen festhielt, für einen Moment den Kopf vorstrecken, noch bedeckt mit dem aus drei Stücken zusammengefügten weißen Mützchen der ersten Kindheit, unter dem die blonden Fiederchen des Haars sich hervorstahlen — dann, erschreckt von dem Gesumm der Menge, den Kopf und das Mützchen wieder in dem besitterten Tarlatan verbergen — dann von neuem ein diesmal etwas größeres Stückchen seiner kleinen Person zu zeigen, diesmal etwas länger als vorher und mit etwas weniger Aengstlichkeit. Bald darauf, nach einem dieser niedlichen kühn-schüchternen Versuche und in einer Anwendung zögernder Entschlossenheit, sagte er sich soweit ein Herz, über die Bühne nach vorn zu kommen: einen Finger im Munde, mit Schritten, die zugleich vorwärts gingen und zurückhielten, und mit einem Blick, der sich unablässig hinter ihm nach einer Rückzugsdeckung, einem Ort der Zuflucht umsah. Endlich, ein ungestümes, plötzliches Vorwärtstürzen, und er war an der Barriere des Empors, wo er, niederkauernd, sich so klein wie möglich machte und, das Gesicht hinter der Rampe verborgen, mit Arm und Hand sich an ihr festhaltend, seine Blide über den Mehlplatz dort unten schweifen ließ. Doch nicht lange wahrte es, so flühten ihm die aufregenden Klänge der großen Pauke hinter ihm in seiner verlegenen, furchtsamen Bewegungslosigkeit eine gewisse Courage ein, seine Führe begannen nach dem Takt zu zucken, sein aufgesperrter Mund zu singen, und nun, seinen Kopf tapfer nach außen über die Rampe streckend, blickte er mit unerschrockenem Auge auf all die vielen zu ihm emporgerichteten Gesichter herab. Zuletzt, unter dem Toben der Musik, dem Rasen der Sinalè, dem

Brüllen des Sprachrohrs, der Eraktheit des Schreiens und der Anruer an das Publikum, erwachte der in sieberhafte Aufregung verlegte kleine einen liegengeliebenen schätzbaren Gut, einen vergessenen alten Schal. Sich hurtig damit bekleidend und sich in dieser Mästerade auf dem Barnak aller Kostümierung fühlend, schloß sich der kleine Bursche dem grössten Auf- und Abmarschieren des Bajazzo an, hinter denselben auf Schritt und Tritt folgend, als ob er ein reguläres Mitglied der Truppe wäre und gleich den Uebrigen die Aufgabe habe, das Publikum durch seinen Marsch zu amüsieren, mit aller Kraft seiner unsicheren Beinchen gleich dem Bajazzo den Takt der Musik stampfend, die burschlichsten Gebärden desselben nachahmend: halb verschwunden unter dem gewaltigen Gut, und unter dem buntkarrierten Schal hinten einen Zipfel seines Hemdes heraushängen lassend, der sich aus dem Schlitze seiner kindlichen Knöpfshosen hervorstahl.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vom Barometer.

Von Hans Bourquin.

Erst ziemlich spät ist entdeckt worden, daß die Luft etwas Körperliches sei. Und doch scheint es, als ob eine nur einigermaßen aufmerksame Beobachtung dies längst hätte zeigen müssen! Bewegt man die Hand rasch durch die Luft, so fühlt man einen Widerstand, und es läßt sich ein Geräusch vernehmen: es muß also irgendein Stoff vorhanden sein, der durchsurcht wird. Bewundert man das Blau des Himmels, so muß man doch erkennen, daß ein Etwas da sein müsse, wodurch solche Brechung des Sonnenlichtes bewirkt werden kann. Jetzt allerdings wissen wir sehr gut, daß die Luft etwas Körperliches ist, und der Physiker hat gelernt, den Luftwiderstand, welcher ungefähr mit dem Quadrat der Geschwindigkeit des bewegten Körpers zunimmt, gebührend in Rechnung zu stellen. Die atmosphärische Luft ist für uns jetzt auch wägbare. Sie hat eine gewisse Schwere (griechisch: baros), und die Apparate, welche dazu dienen, ihr Gewicht festzustellen, nennt man „Barometer“.

Will man ein zuverlässiges Barometer haben, und zugleich eines, an welchem die Erscheinungen des Luftdruckes deutlich auseinandergesetzt werden können, so muß man das alte, aber noch durch keine neue Konstruktion übertriffene „Gefäßbarometer“ wählen.

Es besteht im wesentlichen aus einer senkrecht angebrachten, circa 90 Zentimeter langen Glasröhre, welche sich unten wieder nach oben umbiegt und dann in einem kurzen Schenkel endigt. Die lange Röhre hat einen geringen Querschnitt und ist oben zugeschmolzen, während umgekehrt der kurze Schenkel verhältnismäßig breit und oben offen ist. In der langen Röhre steht — ziemlich bis oben hin — eine Quecksilbersäule, über der sich ein luftleerer Raum befindet. Im kurzen, breiten Schenkel steht ebenfalls Quecksilber, dessen Spiegel aber bedeutend tiefer liegt, und auf welchem der natürliche Luftdruck lastet. Eine Skala dient zum Ablesen des Quecksilberstandes in der langen Röhre.

Begibt man sich ans Meer, so wird man beobachten, daß die dünne Quecksilbersäule durchschnittlich — man muß von den stets wechselnden Veränderungen absehen — 760 Millimeter hoch steht. Der Luftdruck auf dem offenen Schenkel hält also einer Quecksilbersäule von 760 Millimetern das Gleichgewicht. Jetzt bekommt man schon einen deutlichen Eindruck, daß die Luft eine verhältnismäßig schwere Masse darstellt. Sie wiegt nämlich soviel, als ob die Erdkugel von einer 760 Millimeter dicken Quecksilberschicht umgeben wäre! Da nun eine Quecksilbersäule von dieser Höhe und dem Querschnitt eines Quadratcentimeters das statische Gewicht von 1,03 Kilo hat, so beträgt auch der durchschnittliche Luftdruck auf den Quadratcentimeter am Meer 1,03 Kilogramm. Man bezeichnet diese Druckstärke als „eine Atmosphäre“. Könnte man einen Dampfzylinder ganz leer machen, so würde die äußere Luft mit der Kraft „einer Atmosphäre“ auf den Kolben drücken. Beträgt die Fläche des Kolbens auch nur 100 Quadratcentimeter, so berechnet sich der Druck auf 103 Kilogramm. Spricht der Techniker von Dampf, welcher 2, 3 usw. „Atmosphären Spannung“ habe, so drückt er damit aus, daß der Dampf auf den Quadratcentimeter einen Druck von zweimal, dreimal usw. 1,03 Kilogramm ausübt.

Das Barometer ist nun unstrittig ein sehr populärer Apparat: gilt er doch als der sichere Wetterprophet, der uns verraten soll, ob die Landpartie, die wir für morgen im Auge haben, zu Wasser werden wird. Man hat das Barometer darum auch „Wetterglas“ genannt. Nun freilich: diese alten Barometer, die wie lange Holzlatten aussehen, hat man heute nicht mehr gern im Zimmer: elegant sind die sogenannten „Aneroide Barometer“. Es sind hübsche, runde Apparate, welche einer Wanduhr nicht unähnlich sehen und immer ein gefälliges Aeußeres haben, besonders wenn die Metallteile recht blank gepulzt sind. Der Körper dieser Barometer besteht aus einer annähernd luftleeren Kapsel, deren Deckel sich mehr oder weniger zusammendrückt, je nachdem der äußere Luftdruck wechselt. Die Bewegungen des Deckels werden durch Sebel auf einen drehbaren Zeiger übertragen, der auf einer kreisförmigen Skala spielt.

Auch hier gilt der Satz, der ziemlich überall in der Technik seine Bedeutung hat: je einfacher, desto besser! Und darum ist das alte, freilich etwas ungestaltete Gefäßbarometer doch viel sicherer wirkende, und für jede ernste wissenschaftliche Untersuchung wird man kaum Aneroide verwenden.

Als überall bekannte Wetterregel gilt nun: Steigt das Barometer, so wird das Wetter schön, und umgekehrt. Die Skalen sind darum auch — außer mit den Teilstrichen — mit entsprechenden Aufschriften versehen. Dieser Satz ist im allgemeinen richtig, wie sich leicht zeigen läßt. Steigt nämlich das Barometer bei uns, so wird dadurch gezeigt, daß die Luft schärmer wird. An irgendwelchen anderen Stellen wird sie aber wahrscheinlich leichter werden. Nach dem gewöhnlichen Gesetz der Schwere folgt dann, daß bei uns, die wir hohen Barometerstand haben, die Luft in einer fallenden Bewegung — von oben nach unten — begriffen sein wird. Nun enthält die Luft immer Wasserdampf, der zu Regen wird, sobald er sich verdichtet. Diese Verdichtung wird durch Abkühlung bewirkt. Bewegten sich aber die Luft- und Feuchtigkeitsmassen abwärts, so kommen sie in wärmere Regionen: die Gefahr, sich durch Abkühlung zu Regen zu verdichten, wird also geringer. Außerdem kann die Schwere der Luft auch darauf hindeuten, daß sie ziemlich trocken ist. Trockene Luft ist nämlich schwerer wie feuchte, denn Wasserdampf wiegt weniger als Luft. Schneidet man also aus der Atmosphäre ein Volumen Luft heraus und ersetzt dieses durch Wasserdampf, so muß der Luftdruck geringer werden. So läßt der hohe Barometerstand darauf schließen, daß überhaupt wenig Wasser in der Luft schwebt, und daß dieses wiederum wenig Neigung besitzt, sich zu Regen zu verdichten.

Die aufgestellte Regel läßt sich besser und genauer so ausdrücken: Steigt das Barometer langsam, mehrere Tage hindurch, so ist anhaltend trockenes Wetter zu erwarten; fällt es langsam, so wird wahrscheinlich das Wetter für längere Zeit schlecht sein. Steigt das Barometer aber an einem Tage rasch, so ist doch nur auf Sonnenblicke zu rechnen; plötzliches Fallen kündigt Wind und Regenwetter an. Die wissenschaftliche Meteorologie erkennt diese Sätze auch an: nur gibt sich der Fachmann mit ihnen allein nicht zufrieden. Er sagt: sie gelten, wenn andere Erscheinungen mit dafür sprechen! Er beobachtet ferner noch: Wind, Wolken, Tau, Nebel, Luft, Luftfeuchtigkeit, und studiert vor allem aus Wetterkarten die über die Länder fortschreitenden barometrischen Zustände. Falls hat für seine Prognosen den Mondphasen noch eine besondere Rolle zugewiesen.

Wenn man auf einem Berge barometrische Messungen ausführt, so ist klar, daß eine weniger hohe Luftschicht überlagert, und daß — unter sonst gleichen Verhältnissen — das Barometer tiefer stehen muß, als auf dem Meerespiegel. So kam man denn auf den Gedanken, das Barometer zur Höhenmessung zu benutzen. Freilich werden diese Resultate nicht ganz sicher sein, und Fehler von 2 bis 3 prom. müssen in Kauf genommen werden. Man muß dabei nicht den zufälligen Barometerstand für die Rechnung verwenden, der in irgendeinem Augenblick herrscht, wenn man gerade eben messen will, sondern man muß — etwa aus den Beobachtungen eines ganzen Jahres — den mittleren durchschnittlichen Barometerstand für den betreffenden Ort feststellen. An der Meeresoberfläche beträgt die Höhe, wie wir schon sagten, 760 Millimeter. Man hat dann Tabellen aufgestellt, welche für jeden Barometerstand die zugehörige Höhe angeben, die ermittelt werden soll. Wir können hier eine solche ausführliche Tabelle zwar nicht wiedergeben, wollen aber einige Daten herausgreifen.

Ein Barometerstand von 760 mm deutet auf eine Höhe von	0 m
690	770

Bei jedem Millimeter, um welchen die Säule fällt, steigt die Höhe also durchschnittlich um 11 Meter. Bei größerer Höhe sinkt dann der Barometerstand rascher, und bei einem Stande von 640 Millimetern haben wir schon eine Höhe von 1370 Metern erreicht, so daß jetzt auf jeden Millimeter Barometerfall eine Höhenzunahme von durchschnittlich 12 Metern kommt.

Kleines feuilleton.

Guten Morgen, Herr Hauptmann! In unserer Kompagnie herrschte ein schrecklich strenges Leben. Der Hauptmann war ein Vollblutjunke. Bald fünfzig Jahre alt und unberthetert. Das Pulver hatte er gerade nicht erfunden, aber fürchterlich grob konnte er sein. Nie bot er, wenn er morgens auf den Appellplatz kam, der Kompagnie einen „guten Morgen“. Daran war freilich auch nicht viel gelegen; denn was hätten wir davon gehabt? Er hätte sich bestreuen doch sein tägliches Opfer geholt. Bei jedem größeren Übungsmarsch kam wenigstens ein Mann ins Loch. Manchmal auch zwei oder drei.

Einmal standen wir, zum Abmarsch bereit, vor unserem Kompagnierevier. Es sollte im Regiment gehen. Bei solchen Gelegenheiten mußte besonders pünktlich angetreten werden. Es sollte um fünf Uhr abmarschieren werden, und es war schon wenige Minuten davor. Aber der Hauptmann fehlte noch. Und ohne ihn konnten wir nicht abrücken. Die Offiziere hatten schon zweimal den Anzug nachgesehen und warteten nun in Ungeduld und Langeweile.

Endlich kam er angetraut. Sein festes Gesicht glühte. „Ich habe mich etwas verspätet! Guten Morgen, meine Herren!“ rief er den Offizieren zu.

Ich weiß nicht, was mich in diesem Augenblick packte. War's Ueberrumpelung oder Ärger. Oder Lust zu einem neuen Krakeel, zu einer Abwechslung. Ich rief so laut ich konnte: „Guten Morgen, Herr Hauptmann!“

Er hatte Atem geholt zum Kommando. Aber als er den Ruf hörte, blieb ihm das „Schlichte“, was „Stillgestanden“ bedeutete, in der Kehle stecken. Einen Augenblick starrte er wortlos auf die Mannschaft, dann gab er seinem Gaul die Sporen und galoppierte vor die Mitte der Front.

Sein Gesicht war jetzt an den Seitenpartien bläulich koloriert.

„Wer hat da eben gerufen?“

„Ich, Herr Hauptmann!“ sagte ich und trat einen Schritt vor.

„Wie ist der Kerl bestraft?“

Der Feldwebel blätterte einen Augenblick in seiner Stammrolle: „Eine halbe Stunde Straferzieren wegen Unaufmerksamkeit in der Instruktionsstunde.“

„Als Rekrut?“

„Natürlich. Zwei Stunden Straferzieren wegen Nachlässigkeit beim Kompagnieerzieren. Auch als Rekrut.“

„Na?“

„Einen Monat Verlust der freien Löhmungsverfügung, weil er nach Papfenstreich noch in der Kantine war. Im zweiten Jahre.“

„Keinen Arrest?“

„Kein, keinen Arrest.“

„Sol Ra, dann schreiben Sie auf: „Drei Tage Mittelarrest, weil er — weil er seinem Kompagniechef“ —“

„Horn Bure holt nett“, flüsterte mein Hintermann.

Er konnte offenbar nicht gleich eine passable Urteilsbegründung finden. Ich hatte eigentlich etwas Mitleid mit ihm, aber ich konnte ihm doch nicht gut helfen.

„Eine unpassende Antwort gegeben hat“, sagte der Spieß.

„Ach was. Da wollte ich dem Burschen was anderes erzählen!“

Er wurde etwas nachdenklich.

„Warum haben Sie eigentlich gerufen?“

„Ich glaubte, Herr Hauptmann hätten guten Morgen gesagt.“

„Natürlich nur zu den Herren Offizieren! Oder glaubten Sie, daß ich zu einer Schweinebande auch guten Morgen sagen würde?“

„Ich glaube, Herr Hauptmann hätten die Kompagnie gemeint.“

Seine Miene erhellte sich.

„Streichen Sie's noch mal durch. Der Kerl hat sich verhöhrt. Stillgestanden! Das Gewehr über! Mit Sektionen rechts schwenkt marsch! Grad aus, ohne Tritt!“

Auf dem Marsche kam der Alte in meine Nähe. Es war Marschordnung, und wir hatten uns die Pfeife oder eine Zigarette angesteckt. Ich rauchte meinen Stummel und freute mich des schönen Sommermorgens.

Da redete mich der Alte an:

„Wenn ich wüßte, daß es wirklich Frechheit von Ihnen war, wären Sie wirklich ins Loch gegangen.“

Ich zog das Gewehr an. Eben wollte ich die Pfeife aus dem Munde nehmen, da rief er schon:

„Feldwebel!“

Der Feldwebel kam; er hatte den Bleistift schon in der Hand und das Buch auch.

„Schreiben Sie auf: Grenadier Boh drei Tage Mittelarrest, weil er die Pfeife nicht aus dem Munde nahm, als ihn sein Kompagniechef anredete.“

Der Feldwebel wiederholte.

Leichten und fröhlichen Muts ritt der Hauptmann weiter.

Ich ging mittags ins Loch.

Theater.

„Johan Ulffstjerna“. Auf den großen Bühnen der drei skandinavischen Hauptstädte wird gegenwärtig mit starkem Erfolg ein Schauspiel aufgeführt, das von der Kritik allgemein als ein vorzügliches Werk gepriesen wird. Es erinnert seinem Inhalt nach stark an das gelungene Attentat Schaumans gegen den finnischen Generalgouverneur Bobriloff, wiewohl es in dem Drama nicht der junge Mann, sondern dessen Vater ist, der die Tat vollbringt. Der Ort der Handlung ist eine „ehemalige schwedische Provinz“, was bekanntlich auf Finnland zutrifft. In Finnland ist das Schauspiel denn auch vom Generalgouverneur verboten worden, und das königliche Theater in Kopenhagen wagte sich erst an die Aufführung nach Rücksprache mit zwei Ministern. Offenbar befürchtete man, daß die russische Gesandtschaft Einspruch erheben würde.

Das Schauspiel hat den Titel „Johan Ulffstjerna“, und sein Verfasser, Tor Hedberg, ist ein 1802 zu Stockholm geborener Sohn des in Schweden sehr bekannten Dramatikers Frans Hedberg. Der Held des Dramas, Johan Ulffstjerna, war ehemals ein gefeierter Freiheits- und Volkedichter. Nun, als fünfzigjähriger Mann, hat er eine Beamtenstellung beim Gouverneur inne und verdient so, innerlich verbittert, sein und seiner Familie Lebensunterhalt in Dienste des Unterdrückers seines eigenen Volkes. Sein Sohn Helge hat aus des Vaters Dichtungen Begeisterung für Freiheit und Vaterland gesogen, verachtet aber die

großen schönen Worte, wenn sie nicht zu Taten führen und eben nur Dichtung sind. Er verkehrt im Kreise revolutionär gesinnter und zu Taten entschlossener junger Männer. Er, der Zwanzigjährige, wird bestimmt, den tyrannischen Gouverneur zu beseitigen. Er kommt zum Gouverneur unter dem Vorwand einer Audienz. Im Vorzimmer trifft er seinen Vater. Alle, die zur Audienz erschienen, werden auf Waffen untersucht, was Helge vorher nicht wußte. Da plüßert ihm Ulffstjerna, der des Sohnes Absicht kennt, zu: „Gib mir den Revolver!“ — Gegen ihn, den Beamten, begt man keinen Verdacht. Kaum ist er in das Zimmer des Gouverneurs getreten, da knallt ein Schuß. Unter allgemeiner Bestürzung und Schrecken wird der alte Ulffstjerna von Gendarmen ergriffen. Helge stürzt dazwischen und ruft:

„Vater, was hast Du gemacht? Das war meine Tat!“ —

Ulffstjerna: „Still! Still! Siehst Du, ich muß sterben, damit Du leben kannst.“ —

Das ist in kurzen Worten der Kern des Dramas. Dahinein spielt die Liebe Helges zu einem jungen Mädchen, das in schwärmerischer Begeisterung seinen Plan gegen den Gouverneur billigt. Das eigentliche Grundthema des Schauspiels ist jedoch der alte Gegensatz zwischen Traum und Tat, zwischen Dichtung und Handlung. E. C. Jensen, der als einer der tüchtigsten Literaturkritiker anerkannt ist, schreibt in „Socialdemokraten“:

„Johan Ulffstjerna“ ist nicht nur ein Dichterverk, sondern auch ein ausgezeichnetes Theaterstück, aufgebaut mit fester Hand und sicherem Blick für steigende szenische Wirkung.“

Hygienisches.

Vorteile und Nachteile der Zentralheizungen. An eine gut funktionierende Zentralheizungsanlage hat man dieselben Anforderungen zu stellen wie an jede Ofenheizung: Sie muß überall eine gleichmäßige Temperatur erzeugen, unabhängig von den Witterungseinflüssen. Die Zimmerluft darf durch die Heizung nicht verschlechtert werden. Endlich muß der Betrieb einfach, gefahrlos und zuverlässig sein. Auch die Zentralheizungen sind in der Lage, allen diesen Anforderungen gerecht zu werden, wenn sie nur richtig konstruiert sind, auch sie vermögen selbst bei großer Kälte die zu beheizenden Räume richtig zu erwärmen. Schwierigkeiten entstehen oft nur bei der Uebergangsperiode, im Herbst und Frühjahr, wo man in Häusern mit Zentralheizung oft friert, manchmal an Ueberhitzung leidet. Prof. Praunitz in Graz empfiehlt daher sehr warm die Zentralheizungen mit Dauerbrand, bei welchen nicht zeitweise, sondern ununterbrochen geheizt wird und, wo zu jeder Zeit, ohne Mühe die gewünschte Temperatur gleichmäßig erhalten wird. In anderen Wohnungen ohne Dauerbrand sind morgens oft in einzelnen Teilen die Zimmer zu kalt, in anderen, welche den Heizkörpern nahe liegen, auch in dieser Zeit schon zu warm. Dann kommt das zu rasche Abkühlen der Räume, welches sofort eintritt, wenn der Heizer zu heizen aufhört, weil bei der zumeist eingeführten Dampfheizung Wärmereservoirs in den Zimmern nicht vorhanden sind. Das ungünstige Ergebnis ist in diesen Fällen nicht den Heizanlagen zuzuschreiben, vielmehr dem Umstand, daß nicht das richtige System resp. der richtige Betrieb eingeführt ist.

Sehr darauf zu achten ist, daß nicht mit der gewöhnlich mit der Heizung in Verbindung stehenden Ventilation Verunreinigungen in die Wohnräume eingeführt werden. Auf den Heizkörpern setzt sich oft Staub ab und verbrennt infolge der hohen Temperatur der Heizkörper, die Einatmung der Röstprodukte des Staubes führt dann oft Reizerscheinungen der Schleimhäute herbei, was gewöhnlich der Trockenheit der Luft zugeschrieben wird, mit ihr aber gar nichts zu tun hat. Da bei Warmwasserheizung keine so hohe Temperatur erzeugt wird, gibt es hier auch keine Verfengung. Die Heiztechnik muß daher ihr Augenmerk darauf richten, Temperaturen von 70 Grad bei den Heizkörpern nicht zu überschreiten. Damit gesundheitliche Mißstände durch die Zentralheizungen hintangehalten werden, verlangt Prof. Praunitz, daß Techniker und Aerzte bei der Anlage verständnisvoll zusammenwirken. —

Aus dem Tierleben.

Gaben die Schlangen einen faszinierenden Blick? Noch immer webt ein geheimnisvolles Dunkel um die Frage, ob dem Blick gewisser Schlangen hypnotische, faszinierende Eigenschaften innewohnen; die Volkmeinung hat diesen Glauben schnell aufgenommen, mit jener Neigung zum Seltamen und Un-erklärbaren, die sich im Spiel mit außerordentlichen Kräften gefällt, aber auch Männer der Forschung, Gelehrte, haben die magnetische Kraft des Schlangensbites auf Vögel usw. anerkannt. Cuvier spricht von einem narlotisierenden Einfluß, Audubon von der „selbstauopfernden Kühnheit der Aestvögel“, Bonpland von den „Intinkten der Reugier und der irdelichen Sorge“ und Russell Wallace endlich von „optischen Einflüssen, dem Hypnotismus verwandt“. Die Anschauung ist nach und nach allgemein angenommen worden, die Fähigkeit der Schlangen, durch die Kraft ihres Blickes ihre Opfer anzulocken, wird kaum noch bestritten. Um so interessanter sind die Experimente, die der amerikanische Naturforscher Thomas C. Sutton angestellt hat und die ihn zu einem negativen Ergebnis geführt haben. Der Apotheker einer ärztlichen Fakultät hatte sich zur Erprobung einer Reihe von Gegengiften eine Anzahl von Schlangen verschafft; Sutton benutzte diese willkommene Gelegenheit, um die Theorie von der hypnotischen Kraft des Schlangensbites praktisch zu erproben. Die Schlangen wurden in ein ge-

räumiges Gemach gebracht und hier freigelassen; durch ein Fenster waren alle Bewegungen der Tiere zu beobachten. Zwei Bündel Stroh boten ihnen ein bequemes Lager. Das kalte Wetter lähmte die meisten der Reptile, aber an warmen Nachmittagen waren vier oder fünf von zehn Klapperschlangen und sechs Molassins gewöhnlich in Bewegung. „Da es bekannt wurde, daß wir an der Klärung des Problems des Schlangenbisses arbeiteten, fehlte es uns nicht an Interessenten, die unseren Beobachtungen beiwohnten und uns mit Vögeln und Ratten versorgten. Bevor der Sommer zu Ende ging, waren alle unsere freiwilligen Assistenten sich über die Schlangenhypnose einig. 28 von 30 erklärten, daß von Hypnose keine Rede sein könne. Unsere ersten Zweifel tauchten auf, als wir die Sorglosigkeit der Vögel und der kleinen Säugetiere beobachteten; die Gegenwart ihrer schlimmsten Feinde schien sie nicht im geringsten zu beunruhigen. Zwei Fuß neben einer zusammengerollten Klapperschlange tänzelt sorglos eine Amsel, sie hüpfet zum Wassertrog, trinkt, pupt, schüttelt sich und spritzt das Wasser bis auf die Schlange, die sie mit stehendem Blick beobachtet. Während der Vogel noch ein paar Mal von dem Wasser nippt, hat die Schlange sich aufgerollt. Die Amsel sieht es und hüpfet zur Seite, gerade weit genug, um einen Streit um das Vadeprivileg zu vermeiden, aber immerhin im Bereich eines Bisses. Auch die Beweglichkeit der Ratten verriet keinerlei Zusammenhang mit der Furcht vor unmittelbarer Gefahr. Sie versuchen, ins Freie zu entkommen und dabei scheuten sie nicht davor zurück, auch in die Strohhäufen, dem Lieblingsaufenthalt der Schlangen, zu hüpfen. Und die Schlangen ihrerseits schienen es nicht eilig zu haben, dies Vertrauen zu mißbrauchen. Wenn sie sich ein Opfer erwählten, so war von Hypnose nichts zu bemerken. Ein kurzes Emporheben des Kopfes, ein gedäuseltes Herangelen bis in die Nähe des Vogels, der sorglos einige Krumen vom Boden aufspide, ein kurzer Galt. Dann kam ein schnelles Zusammenziehen des Schwanzes, ein blickartiges Vorschneilen . . . und dann ein ruhiges Zurückgleiten, wie nach vollbrachter Tat. Der erschrockene Vogel flattert empor und sucht vergebens einen Ausweg. In kaum 30 Sekunden beginnt das Gift zu wirken. Der Vogel klammert sich an das Drahtgitter, sein Kopf sinkt rückwärts, dann löst sich die eine Kralle, schließlich auch die zweite und totelnd sinkt er zu Boden. Er ist noch nicht tot, nur halb gelähmt; noch flattert er hilflos am Boden hin. Die Schlange liegt inzwischen anscheinend teilnahmslos in der Nähe; endlich scheint sie sich für ihr Opfer zu interessieren. Ein- oder zweimal nähert sie sich ein wenig, als wollte sie einen letzten, entscheidenden Sprung tun. Aber jedesmal zieht sie sich wieder zurück, vielleicht in der Sicherheit, daß die bessere Gelegenheit in den nächsten Sekunden nicht ausbleiben kann. Noch liegt der Vogel zuckend am Boden, ein krampfartiges Zurücksinken kündigt den Anfang des Endes. Die Schlange wacht mit erhobenem Haupt. Die Gelegenheit ist da. Kein lästiger Kampf mehr, kein Flattern und Zeren. Rasch schleppt die Klapperschlange das sterbende Tierchen in ihren Schlupfwinkel. . . . Mehr als hundertmal wurde diese Szene beobachtet. Von einem Versuch zur Hypnose keine Spur. Das Gift, das einen starken Mann in einer Stunde tötet, wirkt bei Vögeln und kleinen Säugetieren in wenigen Sekunden. Sind sie einmal gebissen, so können sie nicht mehr aus dem Gesichtskreis des Angreifers entkommen, der ruhig die rasche Wirkung seines Giftes abwarten kann, ohne erst langwierige hypnotische Einwirkungen zu versuchen. . . .“

Humoristisches.

— Die größeren Füß'. „Aber sag' mir, Basil, warum magst du mei Benzj nit heiraten und grad' der Staudenbäuerin ihr Mabel?“ — „Ja weißt du, Bergbäuerin, die Staudenbäuerin hat alle Strümpf' voll harte Taler.“ — „Was? . . . So viel Strümpf' die voll hat, hab' ich auch voll!“ — „Sell kann schon sein — aber die Staudenbäuerin hat größere Füß'.“

— Unnohel. (Im Restaurant). „Sarah, tu nit so schnalzen mit der Zung! Die Leut' meinen, uns schmeck's!“

— Ein fleißiger Beamter. „Was arbeiten denn Sie den ganzen Tag?“ — „O, ich warte, bis mein Vordermann stirbt.“

— Prohenanschauung. . . . Weißt Du, Kathi, verbot'n ist überhaupt nichts — bloß manches kost' was!“
(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Das Institut für Meereskunde, Georgenstraße 34—36, veranstaltet in der kommenden Woche, abends 8 Uhr, folgende öffentliche Vorträge: Dienstag, den 12. d. M. spricht Herr Dr. Wente-Berlin über: „Die Fauna des Wattenmeeres.“ Freitag, den 15. d. M. Herr Dr. Vremede-Hamburg über: „Die Forschungsreise S. M. S. „Planet“.“ Einlaßkarten sind von 12—2 Uhr mittags und an den Vortragsabenden selbst von 6 Uhr ab zum Preise von 25 Pf. in der Geschäftsstelle des Instituts erhältlich.

— Das gescheiterte technische Wörterbuch. Es ist seinerzeit an dieser Stelle mitgeteilt worden, daß der Verein der

deutschen Ingenieure dem Dr. Hubert Janzen die Ausarbeitung eines dreisprachigen technischen Wörterbuchs übertragen hatte. Es sollte den Namen Technolexikon tragen. Bei dem großen Fortschritt der technischen Wissenschaften und der Technik selbst genügte die vorhandenen Wörterbücher, z. B. das von Eger, Narmarsch usw., den berechtigten Ansprüchen längst nicht mehr. Dr. Hubert Janzen ist ein Mann von großen Sprachkenntnissen, vielseitigem Wissen, peinlicher Sorgfalt, besitzt einen eisernen Fleiß und ist ein Schüler, wenn man sich so ausdrücken darf, des verstorbenen Professors Langenscheidt, dem die neuere Lexikographie die wesentlichsten Verbesserungen verdankt. Alles dies bürgte dafür, daß das erwartete Buch an Brauchbarkeit nichts zu wünschen übrig lassen würde. Jetzt, nach vier- oder fünfjähriger Vorarbeit, der Sichtung des ungeheuren Materials — ungefähr 300 freiwillige sach- und fachkundige Mitarbeiter waren vorhanden —, nach einem Aufwande von 400 000 M., kommt die betrübende Nachricht, daß die Drucklegung wegen der allzu großen Kosten nicht stattfinden kann. Das verkündet jedem Mitarbeiter ein vom Herrn Direktor Peters unterzeichnetes Zirkular. Kosten wären dabei noch ungefähr eine Million Mark zu decken. Zu bedenken ist aber, daß der Verein 22 000 Mitglieder hat, und daß bei richtigem, buchhändlerischem Betriebe, z. B. bei bestweissem Erscheinen, sogleich Warmittel einlaufen würden. Hat man denn ferner gar nicht an den Idealismus der Bechen- und Schlotbarone gedacht? Oder besitzen sie keinen?

— Gleichberechtigung der weiblichen Studierenden. Das Rektorat der Technischen Hochschule in Dresden gibt durch Anschlag bekannt, daß weibliche Personen unter denselben Bedingungen wie männliche als Studierende aufgenommen, als Hörerinnen eingeschrieben und als Hospitanten zugelassen werden.

— Pariser Theaterökonomie. Der Bericht über das Budget der schönen Künste, der soeben in der französischen Kammer verteilt worden ist, enthält über die Gagen an den subventionierten Bühnen Angaben, die ein helles Licht auf den Theaterbetrieb in der kapitalistischen Kultur werfen. Charakteristisch ist die Starwirtschaft: Ein paar vom Tagesgeschmack begünstigte Künstler bekommen ungeheure Gehälter, dann folgt in weitem Abstand ein „Mittelstand“, der das künstlerisch hochqualifizierte Solistensemble repräsentiert, während die Arbeit der Musiker, Choränger, technischen Hilfskräfte mit proletarischen Löhnen abgespeist wird. In der großen Oper bekommt Hl. Oréal 7500 Fr. monatlich, Hl. Grandjean 60 000, Frau Héglon 43 200 Fr. jährlich, die nächstkommende Gage beim weiblichen Personal ist 20 000 Fr. Herr Alvarez läßt sich seinen Tenor mit 8000 Fr. monatlich bezahlen, die Herren Delmas und Affre erhalten 84 000, Herr Scaramberg 72 000 Fr. im Jahr. Beim Ballett, das an diesem Theater eine große Rolle spielt, erhält Fräulein Zambelli 32 000, Fräulein Sandrini 30 000 Fr. Dann kommt eine Dame mit 12 000 und zehn mit Gagen von 2000 bis 5000 Fr. Alle übrigen beziehen nur 1800—2400 Fr., womit kaum das Budget für Handschuhe und Strümpfe dieser Damen gedeckt sein dürfte. In der komischen Oper sind die Verhältnisse ähnlich. Von den 43 000 Fr., die für das männliche Künstlerpersonal monatlich aufgewendet werden, bezieht Herr Clément 7500 Fr., von den 33 700 für die die Sängerinnen Fräulein Mary Garden 7000 Fr. Verhältnismäßig gering sind die Gagen an der Comédie Française. Die ersten Künstler wie Herr Mounet-Sully und Madame Yaret beziehen jährlich nur 18 000 Fr. fix, wozu freilich noch die am Jahreschluß an die „Sozietäre“ des Theaters verteilten Lantimen kommen.

— Der Radiumvorrat der Welt. Wie der Chemiker Prof. Vordas ausgerechnet hat, beträgt die gesamte bekannte Menge reinen Radiums auf der Erdoberfläche nicht mehr als ein Gramm. Diese kleine Radiummenge verteilt sich unter eine Reihe von Instituten und Gelehrten. Die verschiedenen wissenschaftlichen Institute der Welt besitzen zusammen etwa 30 Zentigramm. Die Sociétés des Produits Chimiques hat etwa 30 weitere Zentigramm auf Lager und eine Reihe von Fabrikanten besitzt zusammen etwa 20 Zentigramm. Von großen Gelehrten sind Sir William Ramsay, Sir William Crookes, Prof. d'Arsonval und Edison im Besitz von je 20 Milligramm; Mme. Curie hat 15 und Prof. Sodas und Becquerel haben je 10 Milligramm. Nicht mehr als höchstens 10 Zentigramm Radium sind im Besitz von unbekanntem Personen. Radium wird gewonnen vermittelst eines komplizierten Systems von Wäsungen und Reaktionen. Das jetzt vorhandene Radium ist ganz aus der Pechblende von Joachimstadt hergestellt; tausend Tonnen dieses Minerals waren nötig, um das einzige Gramm Radium zu gewinnen.

— Seit her und bis her. Heuer singt Frau X zum erstenmale diese Partie, während sie seit her — nein: bisher in den Händen der Frau Y lag. — Bisher, denn „seit her“ wäre hier ganz falsch, weil dieses Wort nur dann zulässig ist, wenn der Zeitpunkt angegeben ist, seit dem etwas bis in die Gegenwart geschieht; wenn eine solche Zeitangabe aber fehlt, dann darf nur „bisher“ stehen. Wenn einer also sagt: „Vor zwei Jahren habe ich eine Lungenentzündung gehabt, und seit her habe ich mich nicht recht erholen können,“ so ist das ganz richtig. Falsch aber wäre, wenn einer auf die Frage des Arztes, ob er schon einmal eine Lungenentzündung gehabt habe, antwortete: „Nein, seit her noch nicht.“